

Anal. n. 387, 539

Sitzungsberichte

der

philosophisch-philologischen und
historischen Classe

der

k. b. Akademie der Wissenschaften

zu München.

Jahrgang 1891.

München

Verlag der K. Akademie
1892.

In Commission bei G. Franz.

Oeffentliche Sitzung
der königl. Akademie der Wissenschaften
zur Feier des 132. Stiftungstages

am 21. März 1891.

Die Sitzung wurde von dem Präsidenten der Akademie, Herrn von Pettenkofer, mit einem einleitenden Vortrage eröffnet, in dem er zunächst der nur um wenige Tage vorgegangenen allgemeinen Feier des 70. Geburtstages Sr. kgl. Hoheit des Prinz-Regenten Luitpold, des derzeitigen allerdurchlauchtigsten Protector's der Akademie, gedachte. Hierauf widmete er dem Andenken eines verstorbenen Ehrenmitgliedes, S. kais. Hoheit des Fürsten Nikolaus Maximilianowitsch Romanowsky, Herzogs von Leuchtenberg († am 6. Januar 1891) einen kurzen Nachruf, der in den Sitzungsberichten der mathematisch-physikalischen Classe abgedruckt werden wird.

Sodann gedachte der Secretär der philosophisch-philologischen Classe der Verluste, welche dieselbe im letztverflossenen Jahre zu beklagen hatte. Es starb am 30. September 1890 zu Waging der Senior der Classe, Dr. Konrad Hofmann, seit 1853 ausserordentliches, seit 1859 ordentliches Mitglied. Seine hervorragenden wissenschaftlichen Verdienste werden in einer späteren Sitzung durch eine besondere Gedächtnissrede gefeiert werden. — Ferner starben: am 26. December 1890 zu Neapel Dr. Heinrich Schliemann, seit 1882 auswärtiges Mitglied; — am 7. März 1891 zu Wien Dr. Franz Ritter von Miklosich, seit 1856 auswärtiges Mitglied.

Heinrich Schliemann.

Der Name Heinrich Schliemanns ist in weiten Kreisen zu einer seltenen Popularität gelangt, die nur zu einem Theile in seiner wissenschaftlichen Stellung ihre Erklärung findet, in weit höherem Grade vielmehr auf der Eigenartigkeit seiner Persönlichkeit und den damit im engsten Zusammenhange stehenden merkwürdigen Lebensschicksalen beruht. Gerade darum kann es nicht die Aufgabe dieses Gedenkblattes sein, Bekanntes hier wieder zu erzählen, um so weniger als Schliemann selbst sich veranlasst gesehen hat, in der Einleitung zu seinem Werke „Ilios“ (1881) seine Autobiographie und die Geschichte seiner Arbeiten in Troia eingehend darzulegen. Wer aber dem Manne sein Interesse zuwendet, der wird es jedenfalls vorziehen, seine Kenntniss desselben aus der ersten Quelle zu schöpfen. Nur an einige Hauptthatsachen seines Lebens muss hier erinnert werden.

Heinrich Schliemann wurde am 6. Januar 1822 als Sohn eines Predigers in dem mecklenburgisch-schwerinischen Städtchen Neu-Buckow geboren. Er starb am 26. December 1890 in Neapel an den Folgen eines Gehörleidens, als er nach einer scheinbar erfolgreichen Kur aus Deutschland nach Athen zurückzureisen im Begriff war, mit der Absicht, in der nächsten Zeit seine troischen Arbeiten nochmals aufzunehmen und zu einem bestimmten Abschluss zu führen. Sehen wir von seinen Kinderjahren ab, so theilt sich sein Leben von seinem vierzehnten Jahre an zeitlich in zwei gleiche, innerlich aber verschiedene, ja gegensätzliche Hälften. In der ersten handelte es sich darum, sich zunächst aus materiell drückenden Verhältnissen herauszuarbeiten. Mit Aufbietung aller Energie gelang es ihm, schon 1847 in Petersburg zu einer unabhängigen Stellung als Kaufmann zu gelangen. Rastlose Thätigkeit und geschickte Ausnutzung günstiger Verhältnisse machen ihn bald zu einem vermögenden Manne, und steigende Erfolge setzen ihn bis 1863 in den

Besitz eines Vermögens, das an Grösse alles übertraf, was er in seinen kühnsten Träumen je zu erstreben gewagt hätte. Nach Erreichung dieses Zieles liquidirte er seine kaufmännische Thätigkeit und, nachdem er noch, um etwas mehr von der Welt zu sehen, eine Reise um die Erde unternommen, gehörte fortan sein Leben der Erforschung der Welt Homers. Die ideelle Vermittelung dieses Gegensatzes liegt rückwärts in den Kinderjahren. Unter romantischen Anregungen, die ihm seine ländliche Umgebung bot, hatten ihn die Erzählungen der homerischen Dichtungen so lebendig ergriffen, dass er schon als achtjähriger Knabe sich kein geringeres Lebensziel glaubte stellen zu müssen, als einstmals das homerische Ilion auszugraben. Und diesen Traum hat er erfüllt: Troia, Ithaka, die Akropolis, die Gräber und Königspaläste von Mykenae und Tiryth, episodisch auch das Schatzhaus des Minyas in Orchomenos und andere Grabanlagen, dann wieder und wieder Troja bilden fortan das Feld seiner Thätigkeit, und die erste Hälfte seines Lebens dient nur dem Zwecke, bildet nur die materielle Grundlage, um diese Thätigkeit zu ermöglichen. In der That, diese zweite Hälfte seines Lebens knüpft fast unvermittelt an die Kinderjahre an, an die Träume der Kinderzeit, der ja wissenschaftliche Betrachtungen und Pläne noch fern liegen mussten.

Wie er früher für seine praktischen Zwecke nach einer für sich selbst zurechtgelegten Methode sich die Kenntniss der meisten modernen Sprachen Europas angeeignet, so hatte er verhältnissmässig spät auch das Neugriechische in Angriff genommen, um mit Hülfe desselben zum Altgriechischen vorzudringen, das ihm auch auf dem gleichen Wege und in gleicher Weise, wie irgend eine andere moderne Sprache, geläufig wurde. Ihm lag es einzig daran, seinen Homer in der Ursprache zu lesen und verstehen zu lernen. Philologisch-grammatische oder antiquarische Studien als Fachwissenschaft lagen ihm dabei vollständig fern; eine „homerische

Frage“ existirte für ihn nicht; er glaubte nicht nur an seinen Homer, sondern eben so an die von ihm besungenen Helden. Und in diesem Glauben forschte er nach ihren Spuren, so weit dieselben nach seiner Ueberzeugung unter dem Schutte der Jahrhunderte verborgen noch theilweise erhalten sein mussten.

Die neuerlich vielfach erprobte Methode, die verschiedenen, durch Jahrhunderte angehäuften Schuttdecken nach und nach von den Trümmerhaufen abzuheben, deren systematische Durchführung freilich auf einem umfangreichen Terrain, wie dasjenige Troias, auch die reichen Mittel eines Schliemann überstiegen haben würde, verlangte jedenfalls für sein ungeduldiges Begehren zu viel Zeit. Welchen Werth konnten für ihn die oberen Schichten haben, welchen Werth selbst ein Kunstbau der Diadochenzeit? Nur bedacht, das Troia Homers mit eigenen Augen zu schauen, durchbrach er die oberen Schichten durch Schachte und Gräben und — fand den „Schatz des Priamos.“ Unbekümmert um theoretische Erwägungen suchte er die Gräber der Atriden, wo niemand sie gesucht haben würde, nemlich innerhalb des Löwenthores von Mykenae, und — er fand sie, fand wenigstens Gräber mit reichem Inhalt vom Charakter höchster Alterthümlichkeit. Was er aber fand, das theilte er in der Freude seines Herzens der erstaunten Welt mit. Ihn bekümmerten nicht die Zweifel der Gelehrten; und was er fand, wurde ihm nicht Stoff zu weitgreifenden gelehrten Untersuchungen: nur erzählen wollte er von seinen Arbeiten und die Dinge sich so zurechtlegen, wie es seiner eigenen Phantasie entsprach.

Als seine Berichte über die ersten troischen Ausgrabungen in der Allgemeinen Zeitung erschienen, mit allen Auswüchsen dieser seiner Phantasie (nur der eulenköpfigen Athene mag hier kurz gedacht werden), da war es natürlich, dass ihr Verfasser von den zünftigen Gelehrten kaum ernst-

haft genommen werden konnte: so sehr stand Alles im Widerspruch mit dem, was man unter strenger Wissenschaft zu verstehen gewohnt war. Höchstens ein Lächeln schien seine kindlich-phantastische Schwärmerei zu verdienen. Doch unbeirrt verfolgte er seinen Weg; und so sehr man sich wehrte, ganz vermochte man sich den praktischen Erfolgen, die er erzielte, doch nicht zu entziehen. Immerhin waren es Thatsachen, mit denen man rechnen musste, mochte er selbst auch dieselben in einem falschen Lichte betrachten.

Wie aber sollte man sich mit dem ganzen Manne abfinden, mit dem Widerspruchsvollen in seinen unleugbaren Schwächen und doch wieder in seiner energischen Thatkraft? Dass irgend eine eigennützigte Absicht ihn nicht geleitet, liegt jetzt klar zu Tage: die Schätze von Mykenae befinden sich ungeschmälert im Besitze Griechenlands; die troischen Funde wurden schon bei seinen Lebzeiten ein Vermächtniss für Deutschland. Waren also etwa Eitelkeit, Ehrgeiz die Triebfeder seiner Thätigkeit? Von einem eitlen Streben nach äusseren Ehren, von Orden- oder Titelsucht hat sich Schliemann frei erhalten. Gegen wissenschaftliche Ehrungen war er nicht unempfindlich. Ist ihm daraus ein Vorwurf zu machen? Ein gewisser Ehrgeiz ist oft nicht nur berechtigt, sondern kann sogar nothwendig sein: wer Grosses durchzuführen unternimmt, muss nicht nur an seine Sache glauben, sondern auch an sich selbst, an seinen Beruf zur Durchführung derselben. Ohne diesen Glauben an sich würde wahrlich Schliemann nicht geleistet haben, was er wirklich geleistet hat. Wohl aber würde es falsch sein, an das Wirken eines Mannes wie Schliemann den einfachen Massstab des Gelehrten anzulegen. Gerade der schwärmerische, enthusiastische Zug muss den Ausgangspunkt bilden, wenn wir sein innerstes Wesen als ein einheitliches erkennen und richtig erfassen wollen. Das gelingt uns aber vielleicht am besten auf einem kleinen Umwege, wenn wir zur Vergleichung

an einen Zeitgenossen erinnern, der sein Wirken auf durch- aus verschiedenartigen Gebieten geäussert hat, als Persön- lichkeit aber sich als eine im innersten Wesen merkwürdig verwandte Natur offenbart. Das ist der italienische Frei- heitsheld Garibaldi.

Garibaldi war nicht ein grosser Feldherr, auch nicht ein Ritter ohne Furcht und Tadel, der die Tapferkeit nur der Tapferkeit wegen pflegt; er war das Musterbild eines Partei- gängers, eines Freischaarenführers, der, einer bindenden Autorität nicht unterworfen, auf eigene Faust sich sein An- griffsobject erwählt, wie es ihm der Moment zu fordern scheint. Garibaldi war auch nicht ein Staatsmann, der unter klarer Abwägung aller politischen Momente sein Vorgehen regelt: er war ein Patriot, der an die Wiedererstehung seines Vaterlandes glaubt, der für diese Idee und nur für diese schwärmt und was sich ihr entgegenstellt, gering achtet. So wagt er, was bei dem ruhigen Beobachter als ein phantasti- sches Trugbild mehr als einmal Kopfschütteln erregen, ja fast ein Lächeln hervorrufen musste. Und doch, auch Miss- erfolge vermögen die Idee selbst nicht zu tödten; der Glaube an sie führt schliesslich doch zum Siege: nicht durch ihn allein und durch das, was er direct vollbracht; aber im Ganzen gebührt ihm seine Stelle; er erscheint als die reinste persönliche Verkörperung der Idee, er wird ein Symbol, gewissermassen eine Fahne, die im Kampfe vorangetragen wird.

Als Schliemann seinen ersten Feldzug mit Hacke und Schaufel auf dem Boden Troias eröffnet, da erinnert sein tastendes Vorgehen an den Freischaarenführer, der ohne festen Feldzugsplan nach Zeit und Gelegenheit späht, bis ihm das Glück, der Erfolg lächelt. Und nicht ein wissen- schaftliches Problem will er lösen und einordnen in den systematischen Bau der Wissenschaft. Ihn erfüllt nur die eine Idee: die Wiederbelebung der homerischen Welt. Und auf dem Wege zum Ziele, wenigstens in dem Sinne, in dem

er sich dasselbe gestellt, winkt ihm der Erfolg. Es kann auffallen, dass er der weiteren wissenschaftlichen Ausbeutung und Verarbeitung der erreichten Resultate so geringe Aufmerksamkeit zugewendet hat. Die Zweifel der Gelehrten kümmern ihn wenig. Ihn treibt es nur immer mehr und mehr zu entdecken, immer mehr mit eigenen Augen zu schauen.

Noch weiter lässt sich die Vergleichung führen. Garibaldi war nicht, wie Mazzini, ein Doctrinär, der das Heil nur in bestimmten Formen suchte. Wesentlich war ihm in erster Linie die Einheit Italiens; als diese erreicht, da machte er, obwohl von Natur Republikaner, seinen Frieden mit dem Königreich, mit der Monarchie. Auch Schliemann, nachdem er das gelobte Land Homers geschaut, machte seinen Frieden mit der Wissenschaft. Mag hierbei, ausser dem, was er selbst mit den Jahren gelernt, die persönliche Autorität eines Mannes, wie Dörpfeld, in hohem Grade maassgebend gewesen sein, Schliemann selbst ist sich dadurch nicht untreu geworden; nur hat er es dadurch der Wissenschaft leichter gemacht, seine früheren Schwächen, gewissermassen die Fehler seiner Tugenden, milder zu beurtheilen. Manches, was er gefunden, entsprach nicht dem Bilde, das er früher geträumt. Aber er hat nicht nachgelassen, die Fahne Homers hochzuhalten und seiner Zeit voranzutragen. Jene Träume dürfen wir vergessen. Aber wenn das Bild der homerischen Welt, wenn überhaupt das Bild der Anfänge griechischer Cultur und Kunst jetzt eine ganz neue Gestaltung erfahren hat, so dürfen wir nicht vergessen, dass dieser Fortschritt der Wissenschaft überhaupt erst ermöglicht worden ist durch die thatkräftige Begeisterung Schliemanns.

Franz Xaver Bitter von Miklosich.

Franz Xaver Miklosich gehört durch Geburt und Erziehung dem österreichischen Staate an; ja seine besondere

wissenschaftliche Thätigkeit ist sogar ausschliesslich auf die Hauptstadt desselben, auf Wien beschränkt geblieben. Er wurde geboren am 20. November 1813 als Sohn eines Bauern zu Ramescek bei Luttemberg in Steiermark. Seine Gymnasialbildung erhielt er in Warasdin und Marburg und studirte dann in Graz Philosophie und Jurisprudenz. Nachdem er 1837 dort den philosophischen Doctorgrad erlangte, wurde ihm der Unterricht in den beiden philosophischen Jahrgängen der Universität übertragen. Aber noch immer zeigte sich ein Schwanken über das Ziel seines Lebens; denn schon 1838 wandte er sich nach Wien, trat dort in die Kanzlei eines Advocaten ein und erwarb bald auch den juristischen Doctorgrad. Erst der Umgang mit seinem Landsmanne, dem bekannten Slavisten Kopitar bewirkte, dass er bald auch die juristische Laufbahn wieder aufgab, um sich ganz der slavischen Sprachwissenschaft zu widmen, der er von nun an unentwegt treu blieb. Durch eine erste wissenschaftliche Arbeit, eine Besprechung der Bopp'schen vergleichenden Grammatik, empfohlen gelang es ihm 1844 eine Stelle an der Hofbibliothek zu erlangen; und als später an der Universität die Errichtung einer Lehrkanzel für slavische Philologie erfolgte, wurde ihm diese 1848 als Extraordinariat, 1850 nach Ablehnung eines Rufes nach Breslau als Ordinariat übertragen. In entsprechender Weise wurde er 1848 zum correspondirenden, 1851 zum ordentlichen Mitgliede der Akademie der Wissenschaften, später (1866) auch zum Secretär der philosophisch-historischen Classe derselben gewählt. Der Lehrthätigkeit an der Universität, deren Rectorat er 1853/4 führte, blieb er treu bis zu seiner nach dem siebenzigsten Jahre eintretenden Emeritirung. Noch mehrere Jahre arbeitete er wissenschaftlich ruhig weiter; nur im letzten Jahre zeigte sich eine Abnahme seiner Gesundheit, bis am 7. März dieses Jahres eine Gehirnblähmung einen schnellen Tod herbeiführte.

Es ist natürlich, dass die Thätigkeit eines Mannes wie Miklosich, auch über den Kreis seines engeren Berufes bei der Universität vielfach in Anspruch genommen wurde. Allerdings, als er schon im Jahre 1848 in seiner Heimath in den ersten constituirenden Reichstag gewählt worden war, legte er sein Mandat bald wieder nieder, indem er die active Theilnahme an der Politik als unverträglich mit der Wissenschaft erachtete. Dagegen wurde er bei der Errichtung eines Unterrichtsrathes unter Schmerling in denselben berufen und später mit dem Referat für Universitätsangelegenheiten betraut; im Jahre 1862 endlich erfolgte seine Berufung in das Herrenhaus als lebenslängliches Mitglied. Bei alledem aber hielt er sich fern vom politischen Parteigetriebe. Im Allgemeinen stand er treu zur Verfassung, und in der immer mehr sich verbitternden Sprachenfrage stellte er sich auf einen versöhnenden Standpunkt, indem er, obwohl Slave von Geburt und der hervorragendste Vertreter slavischer Sprachwissenschaft, die deutsche Sprache nicht nur in ihrer Bedeutung für die heutige Wissenschaft und Geistescultur, sondern auch als nothwendiges Element der Verbindung zwischen den vielsprachigen Völkerschaften Oesterreichs als Staatssprache offen anerkannte. Selbst dass er in den ihn doch näher berührenden Unterrichtsfragen eine eingreifende organisatorische Thätigkeit, wie etwa Bonitz, entfaltet, tritt nirgends hervor. Sein Einfluss, den er in verschiedenen Commissionen, wie namentlich in den Berathungen der Universität unleugbar besass, scheint vielmehr darauf beruht zu haben, dass er es in seltenem Maasse verstanden haben soll, bei längeren und weitgreifenden Erörterungen durch klare und kurze Formulirung des Wesentlichen schliesslich eine bestimmte Entscheidung herbeizuführen. — Aehnlich mag es sich mit seiner eigentlichen Lehrthätigkeit verhalten haben. Schule zu machen, direct Schüler zu bilden, scheint weniger in seinen Absichten gelegen zu haben; gegen die dazu nöthige seminaristische

Methode der Behandlung soll er sich sogar ablehnend verhalten haben. Wenn trotzdem sein Einfluss auch als Lehrer ein bedeutender gewesen ist, so beruht derselbe offenbar auf dem inneren Werthe und auf der Klarheit in der Vermittelung des Lehrstoffes. Ueberhaupt liegt der Schwerpunkt seines Wesens ganz überwiegend auf seiner bahnbrechenden wissenschaftlichen Thätigkeit. Seine Stellung zeichnet sich klar ab, wenn wir uns gegenwärtig halten, dass auch die bedeutendsten Geister sich nicht aus dem Zusammenhange ihrer Zeit loslösen lassen und dass daher auch das Verdienst Miklosichs nur im Zusammenhalt mit der allgemeinen Entwicklung seiner Zeit auf dem Gebiete der Sprachwissenschaft richtig verstanden werden kann. Um zwei bis drei Decennien gingen ihm Männer voran, die als die Begründer der neueren Sprachwissenschaft bezeichnet werden dürfen. Vor allem war es das Studium der deutschen Sprache nicht blos nach der grammatikalischen und lexikalischen Seite, sondern in ihren Beziehungen für das gesammte Geistesleben der Nation, für welches die Gebrüder Grimm neue Grundlagen schufen. Eine verwandte Aufgabe löste Diez für das Gebiet der romanischen Sprachen, und zu gleicher Zeit erhob sich die Sprachvergleichung durch Bopp zuerst zu einer selbständigen wissenschaftlichen Disciplin. Miklosich war nicht Schüler dieser Männer, aber er folgte ihren Anregungen, ihren Spuren; er lebte in der gleichen geistigen Zeitströmung, und so tritt er an ihre Seite und ergänzt ihr Wirken auf dem Gebiete des Slavischen mit gleich umfassendem Blicke, mit der gleichen wissenschaftlichen Tiefe.

Ziemlich am Anfange seiner Thätigkeit steht eine grössere Schrift über die Wurzeln der altslovenischen Sprache, an welche sich andere Arbeiten über die Formen- und die Lautlehre derselben schliessen. Epochemachend und die verschiedenen Seiten der Grammatik zusammenfassend ist die vergleichende Grammatik der slavischen Sprachen in allen

ihren Idiomen. Hand in Hand gehen damit die lexikalischen Arbeiten, das umfangreiche Wörterbuch des Altslavischen und das erste etymologische Wörterbuch aller slavischen Sprachen. Weiter reihen sich daran eine altslovenische Chrestomathie und zahlreiche Publicationen nicht bloß altslavischer, serbischer und russischer Texte, sondern im Anschluss daran mittelalterlich-griechischer Sprach- und Literaturdenkmäler. Das Völkergemisch in den Staaten Oesterreichs und der Balkanhalbinsel musste sodann fast mit Nothwendigkeit darauf führen, neben der allgemeinen slavischen Sprachwissenschaft die Aufmerksamkeit nicht nur auf einzelne Sprachen und Mundarten, wie das Serbische, Bulgarische zu lenken, sondern auch auf die Beziehungen und Mischungen derselben im Magyarischen, Türkischen, Rumänischen, Neugriechischen, Albanesischen, während noch weiter auf das allgemeinere Gebiet der Linguistik und Sprachvergleichung die vorzüglichen Untersuchungen über die Mundarten und Wanderungen der Zigeuner Europa's führen. — Steht nun auch überall die Sprache als solche im Vordergrund, so wurde doch von Miklosich die andere Seite derselben keineswegs übersehen, durch welche sie zum Ausdrucke des Volksbewusstseins und zum Träger culturhistorischer Beziehungen gerade auf jenen Gebieten mannigfachster Sprachenvermischung werden musste. Noch in seinen letzten Jahren bewegten sich in dieser Richtung seine Arbeiten über das Wesen der epischen Volksdichtung.

Die Verdienste einer so umfangreichen und tiefgreifenden Thätigkeit können im Einzelnen nur von den näheren Fachgenossen gewürdigt werden; und eben so werden ein Bild des Mannes und die Schilderung seiner ganzen Persönlichkeit zu geben nur diejenigen in der Lage sein, die ihn im Leben gekannt und ihm nahe gestanden haben. Noch liegen jedoch eingehende Nekrologe nicht vor, und so muss es genügen, hier im Voraus auf das zu verweisen, was zu Ehren

des Todten von Seiten der wiener Akademie in nächster Zeit veröffentlicht werden wird.

Gerade vor Abschluss des Druckes erschien ein Nachruf von Dr. Michael Haberlandt in den Mittheilungen der anthropologischen Gesellschaft in Wien XXI, März und April.

Die historische Classe verlor im vergangenen Jahre durch den Tod: am 17. Januar 1891 zu Washington Herrn George Bancroft, seit 1868 auswärtiges Mitglied.

Georg Bancroft.

Nach den zahlreichen und schmerzlichen Verlusten des vorangegangenen Jahres sind die einheimischen Mitglieder der historischen Classe in dem letzten Jahr vor neuen Schicksalsschlägen bewahrt geblieben. Dagegen haben wir in der Liste unsrer auswärtigen Mitglieder einen glänzenden Namen streichen müssen. Am 17. Januar 1891 starb Georg Bancroft, 90 Jahre alt.

Georg Bancroft, geboren zu Worcester im Staat Massachusetts am 3. Oktober 1800, erhielt seine Bildung in der Schule zu Exeter und im Harvard Collegium, darauf in Deutschland, zuerst in Göttingen, wo er zwei Jahre studirte und Heerens Schüler wurde, auch die Doctorwürde erwarb, dann in Berlin, worauf eine grössere Reise den europäischen Studiengang abschloss. Nach Amerika zurückgekehrt, schlug er zunächst eine theologisch-pädagogische Laufbahn ein. Nach wenigen Jahren aber wandte er sich der Politik ausschliesslich zu, in der Presse, dann im Amt. Er ist 1845 Marineminister gewesen, 1846—1849 Gesandter in London. Später hat er sieben Jahre lang, 1867—1874 die Vereinigten Staaten in Berlin vertreten. Wir hören von Gründungen des Ministers, von diplomatischen Handlungen des Gesandten.

Ich habe über sie kein Urtheil; auch gehört ihre Würdigung nicht an diesen Ort.

Den wesentlichen Inhalt seines Lebens bildet die Geschichte seines Vaterlandes. Auf ihr beruht der Ruhm seines Namens. Nachdem er das Amt eines Gesandten zu Berlin angetreten hatte, erwählte auf den Antrag unseres Collegen Franz von Löher die Akademie ihn zum Mitglied 1868, gleichsam zur Begrüssung seiner Wiederkehr in seine zweite geistige Heimat, Deutschland. Es geschah auf Grund seines Werkes, über welches der Amerika-kundige Antragsteller urtheilte: „Er ist der erste Amerikaner, der die Geschichte seines Volkes geschrieben hat, und kaum wird einer nach ihm sie wieder so gut schreiben“.

Damals lagen 9 Bände vor. Sie umfassten die Gründung der Colonien, ihre Geschichte im 17. und 18. Jahrhundert, die Auflehnung und den Krieg gegen England. Seitdem hat der Verfasser das Werk zu Ende geführt, bis zu dem von Anfang ins Auge gefassten Zeitpunkt, dem Jahr 1789. Der 11. und 12. Band enthalten die Geschichte der Gründung der Verfassung des Nordamerikanischen Bundesstaates.

Als Bancroft in seinem 82. Lebensjahr diese letzten Bände der Oeffentlichkeit übergab, schrieb er: „Kaum einer von denen, die mir Glück wünschten, als ich zuerst begann die Geschichte Amerikas zu schreiben, ist noch im Leben, um mir Willkommen zuzurufen, heute wo ich das Ziel erreiche“.

Die Länge der Arbeit, die über ein halbes Jahrhundert in Anspruch nahm, kam dem Werk zu gute, und naturgemäss vor allem diesem letzten Theil, der als die Krone des Ganzen zu betrachten ist. Einmal begann die Arbeit so früh, dass noch ein Rest der Mithandelnden vorhanden war, dass Madison noch dem jungen Schriftsteller Rede stand, dass Alexander Hamilton aus den Mittheilungen eines seiner

vertrauten Freunde dem Forscher lebendig vor die Augen trat. Andererseits hörte die Arbeit so spät auf, dass auch die literarischen Bemühungen der Generationen, die während des 19. Jahrhunderts neben dem Verfasser heranwuchsen und dahin giengen, ihm zum Nutzen gereichten: Sparks' grosses Werk über Washington, die Biographien Shermans Richard Lees u. a., die Schriften Johann Adams u. a., zuletzt die amtlichen Publikationen des Congresses. Das Gegebene bedurfte überall der Ergänzung und Erweiterung. Bancroft suchte und fand sie in den Briefschaften der alten Familien, in den Archiven der Staaten und des Bundes, in den Berichten der französischen Gesandten, zu denen ihm Guizot, in den diplomatischen Akten Englands, zu denen Lord Granville ihm den Zutritt öffnete. Zusammen ein Material von unvergleichlichem Werth, und vollständig genug, um den Gang der Entwicklung seit dem Convent von Hartford 1780 bis zu dem Bundesconvent 1787 Schritt für Schritt, ja fast Tag für Tag zu bezeichnen. In treffender Auswahl vermag der Geschichtschreiber den handelnden Zeitgenossen selbst das Wort zu ertheilen, aus ihren Zeugnissen unmittelbar die Begebenheit sich zusammenfügen zu lassen.

Bancroft gehört nicht zu den grossen Geschichtschreibern unseres Jahrhunderts. Aber er nimmt einen Ehrenplatz ein, umgeben von der Anerkennung der Welt, und ganz besonders von dem Dank seiner Nation.

Andere namhafte amerikanische Historiker, in Europa geschult wie Bancroft, haben sich von der künstlerischen Schönheit europäischer historischer Stoffe fesseln lassen, ganz oder theilweise. Nicht so Bancroft, der sein deutsches Wissen in den Dienst seines Vaterlandes stellte.

Denn es ist ein Werk des Patriotismus, das er geschaffen hat. Er liebt es, den patriotischen Gefühlen Worte zu leihen. Ich gedenke der triumphirenden Sätze, mit denen er sein Werk geschlossen hat:

„In Amerika war ein neues Volk emporgewachsen, ein Volk ohne König, ohne Fürsten noch Adel. Es übertraf die Bürger jeder früheren Republik durch tiefere Religiösität, höhere Bildung, reinere Sitten. An dem glücklichen Morgen seiner Existenz als einer der Weltmächte hat es zu seiner Führerin die Gerechtigkeit erwählt, und während es mit einer wohlbegründeten freudigen Zuversicht seine Bahn verfolgte, riefen alle Freunde der Menschheit Heil auf sein Gedeihen herab, weil sie von ihm, und von ihm allein, die Erneuerung des Lebens der civilisirten Welt erwarteten.“

Angeichts der tiefgreifenden Aenderungen, die das 19. Jahrhundert in dem Charakter, den Sitten und der Politik Nordamerikas hervorgerufen hat, würde ein unbefangener Geschichtschreiber an dieser Stelle wohl nicht unterlassen haben, ein Wort der Sorge und der Warnung beizufügen.

Bancroft, *History of the United States of America*, seit 1834 10 Bände. Der 11. und 12. Band unter dem Titel: *History of the formation of the constitution of the United States of America*. 1882.

Endlich hielt das o. Mitglied der historischen Classe, Dr. Sigmund Riezler die

Gedächtnissrede auf Wilhelm von Giesebrecht.

Dieselbe wird in den Schriften der Akademie veröffentlicht.